

Peter Eich: Gottesbild und Wahrnehmung. Studien zu Ambivalenzen früher griechischer Götterdarstellungen (ca. 800 v. Chr. – ca. 400 v. Chr.) (*Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 34*); Stuttgart: Steiner 2011; 532 S.; ISBN 978-3-515-09855-7; € 79,00

Das zentrale – dritte – Kapitel dieser religionswissenschaftlich orientierten Studie untersucht, getrennt nach den verschiedenen literarischen Gattungen (Epik, Philosophie, Dichtung, Mythographie und Geschichtsschreibung, Tragödie und Alte Komödie), griechische „Götterbilder in archaischer und frühklassischer Zeit“ (S. 93–280). Dabei überprüft der Althistoriker Peter Eich den gesamten Quellenbestand des von ihm behandelten Zeitraums zu seinem Thema, indem er einzelne in Frage kommende Stellen nicht isoliert, sondern unter Berücksichtigung der mit ihnen verbundenen Intentionen in ihrem Mitteilungszusammenhang interpretiert (vgl. S. 226). Die Fragestellung, die ihn hierzu bewegt, ist von dem Problem bestimmt, wie die Götterbilder, die in den Quellen zur Sprache kommen, von den Menschen wahrgenommen wurden: nur als Bilder oder sogar zugleich als Götter oder aber wenigstens als Bilder mit wundertätigen Qualitäten? Werden der Gott und sein Bild vorbehaltlos identifiziert oder im Sinne der Einwohnung des Gottes in seinem Bild in eins gesetzt? Die Durchmusterung des Quellenbestandes führt Eich zu dem Ergebnis, dass dies in aller Regel nicht der Fall ist: Zwischen dem Gott und seinem Bild gibt es für den untersuchten Zeitraum der archaischen und klassischen Periode griechischer Geschichte keine Ineinssetzung in dem einen oder dem anderen Sinne. Auch die Sonderfälle, in denen dies Statuen dennoch zugeschrieben zu werden scheint, werden sorgfältig auf ihre Voraussetzungen und hinsichtlich ihrer Beweiskraft überprüft.

Eich kommt auf diese Weise zu dem überzeugenden – und angesichts der *communis opinio* überraschenden – Ergebnis, dass Aussagen über die Ineinssetzung von Gott und Bild in archaischer und frühklassischer Zeit, wie sie in der älteren Forschung verbreitet sind, als vorschnelle Fehlinterpretationen zu gelten haben: Deutungen dieser Art führen häufig die angeblich im Laufe der Zeit allmählich nachlassende Neigung der Menschen, die Götter mit ihren Bildern zu identifizieren, auf die kontinuierliche Fortentwicklung kognitiver Fähigkeiten bei den Griechen zurück, eine Tendenz, die gern auch in das Schlagwort der Entwicklung vom Mythos zum Logos gefasst wird. Für genauso falsch hält Eich die Behauptung, ägyptische und mesopotamische Vorstellungen von der Einwohnung eines Gottes in seinem Bild seien ein Gemeingut dieser Kulturregion unter Einbeziehung Griechenlands gewesen.

Dabei geht Eich in seinem Untersuchungsgang immanent auch den Gründen und ihren Voraussetzungen nach, warum es in der Vergangenheit zu den von ihm abgelehnten Einschätzungen gekommen ist. Er sucht die Übergänge zu bezeichnen, die die ältere Forschung die seines Erachtens falschen Wege einschlagen ließ. Als einen ganz wesentlichen Aspekt für die Beurteilung dieser Frage stellt er heraus, dass die Aura, mit der die Griechen ihre Götterbilder umgaben, verhinderte, dass sie sich intellektuell mit ihnen auseinandersetzten, vielmehr sei festzuhalten, dass sie „unbewusst“ mit ihnen umgingen. Daher sei ihr Verhältnis zu den Götterbildern aus den

Quellen nicht in jedem Falle zweifelsfrei zu entnehmen; vielmehr konstatiert Eich im Zuge der Quellenanalyse immer wieder, es bedürfe eines über das philologische Methodenrepertoire hinausreichenden heuristischen Instrumentariums, um auf diese Fragen schlüssige Antworten geben zu können. So stellt er fest, die Bilder von Göttern nähmen „den Platz abwesender Götter ein, indem sie als Ankerpunkte für Ehrungen, Gebete und gelegentlich Orientierungsreflexe dienen; spezielle Gaben, eine eigene Lebensenergie o. ä. werden ihnen aber deswegen nicht zugeschrieben“ (S. 242). Insofern könne auch unter der Voraussetzung einer Differenzierung zwischen Gottheit und Bild durchaus der Glaube an eine numinose Qualität von Götterbildern und eine „Talisman“-Funktion im Zusammenhang mit der Verehrung der Götter eine Rolle spielen, auch wenn man nicht annehmen dürfe, dass numinose Bilder in der attischen Religion Bedeutung gehabt hätten (vgl. S. 269f.). Eich unterscheidet genau „zwischen einem ... Talismancharakter und der Annahme, der Repräsentation seien massiv gegen die Intuition verstoßende Züge, bspw. die Fähigkeit zu eigenständigen Handlungen, zugeschrieben worden“ (S. 230). In der Bedeutungsaufladung von Götterbildern im Sinne eines Talismans sieht Eich in Anlehnung an die Konzeption eines „external symbolic storage“ nach Merlin Donald „einen besonders tiefen ‚Speicher‘ kollektiver Erinnerungen, Ahnungen und Stimmungen“, mit dessen Hilfe „eine transindividuelle ‚Erinnerung‘ an das Koaleszieren einer Gemeinschaft festgehalten“ (S. 116) werde, die dazu angetan sei, die Gemeinsamkeiten einer Gemeinschaft auch in die Zukunft zu projizieren; er illustriert dieses Modell unter anderem an dem in der Epik und der Mythographie dem trojanischen Palladion zugeschriebenen Bedeutung.

Die auf das zentrale dritte Kapitel folgenden beiden Abschnitte systematisieren einzelne Aspekte, deren Relevanz bei der Behandlung der Quellen zuvor auffiel und en passant angesprochen wurde. In Frage steht dabei zunächst das Verhältnis von „Gottheit und Bild in öffentlichen Ritualen mit Massenbeteiligung“: Diesem Thema gilt das vierte Kapitel (S. 281-321). Eich behandelt das Verhältnis von Religion und Ritual und kritisiert die egalisierende Tendenz, in allen möglichen Wahrnehmungen, religiösen wie auch anderen Phänomenen, Rituale zu sehen. Er illustriert seine Vorbehalte an Interpretationen von Nachrichten zu attischen Dionysos-Festen und dabei an der Rolle eines Bildes des Gottes zu verschiedenen Zeiten. Hinter dem sich daraus ergebenden Problem nach der möglichen zeitweiligen Verbindung von Bild und Gottheit im Verlauf öffentlicher Rituale sieht Eich ein Symbol mit „Katalysatorfunktion“ (S. 311), das er zu „institutionalisierten Ausnahmesituationen“ (S. 312) zählt, die nicht zu weitergehenden Schlüssen oder gar Verallgemeinerungen berechtigten.

Eine weitere Beobachtung veranlasst Eich, im Kapitel „Vom Hellenismus in die Kaiserzeit“ (S. 322-370) über den Zeitrahmen, den er sich gesetzt hat, hinauszublicken. Er stellt für das späte fünfte Jahrhundert v. Chr. und insbesondere Athen in dieser Zeit Indizien für Hinweise auf numinose Götterbilder fest, die er mit sakraler Überhöhung von Götterbildern in der Katastrophenstimmung der Zeit des Peloponnesischen Krieges in Zusammenhang bringt. Einen regelrechten „qualitativen Wandel“ (S. 369) in dieser Hinsicht macht er jedoch erst seit der Blütezeit alexandrinischer Dichtung und Wissenschaft aus, was er auf einen vermehrten Einfluss „östlicher

religiöser Vorstellungen auf griechische Orientierungen“ (S. 370) zurückführt, der in der Zeit des Hellenismus angestoßen worden sei. Zugleich sei eine Identitätsvergewisserung in Gang gesetzt worden, die mit Hilfe der Götterbilder als wichtiger „Speicher kollektiver Erinnerungen, Ahnungen und Stimmungen“ dafür sorgte, „daß ... eine wachsende Zahl der Bewohner des griechischen Kulturkreises ihren religiösen Erinnerungsschätzen eine numinose Aura zuschrieb“ (S. 359). Nicht selten wurden diese, etwa von dem Periegeten Pausanias, im Einzelfall als althergebracht qualifiziert, obwohl sie eigentlich gerade „nicht als ein Überbleibsel aus frühen Stadien der griechischen Religion, sondern eher als ein Produkt einer erst später einsetzenden geistigen Strömung anzusehen“ (S. 348) sind. Aus diesen Beobachtungen ergibt sich also die Feststellung einer bestimmten Entwicklung bei der Rezeption von Götterbildern über einen längeren Zeitraum, was Annahmen der älteren Forschung widerspricht, die eine Veränderung in umgekehrter Richtung voraussetzen.

Im Kapitel „Gefesselte Götter und kollektiver Bildzauber“ (S. 371-399) stellt Eich die Funktion gefesselter Götterstatuen für den Kult in den Rahmen von „Ausnahmefesten“, erklärt sie also zu „bewußt herbeigeführten und daher kanalisierten Entladungen gegebener Spannungen, Vorgängen, die die Bilder, ihre Fesselung, Lösung und erneute Hemmung lediglich repräsentierten“ (S. 398). Ihr zeitlicher Schwerpunkt liegt wiederum im Hellenismus, so dass es sich abermals um eine späte Entwicklung handelt, die Eich in das ambivalente Bild der Menschen von der unterschiedliche Richtungen einschlagenden Wirkungsmacht der Götter einordnet, die diesen nicht zuletzt im Sinne des Talismancharakters gerade in dieser Zeit zugeschrieben wurde.

Anhand allein der Quellenorientierung hätte Eich in den Detailuntersuchungen des umfangreichen dritten Kapitels und in den Ausführungen des vierten bis sechsten Kapitels, die einige spezielle Beobachtungen des Autors näher behandeln, zwar einen bestimmten Befund mit Allgemeingültigkeitsanspruch formulieren können, dessen Ergebnisse möglicherweise gleichzeitig in weiten Bereichen zu der *communis opinio* im Widerspruch stünden. Allerdings müsste fraglich bleiben, ob die Resultate zu überzeugen vermöchten, wenn sie ebensowenig wie häufig die Ergebnisse anderer Forscher über den Quellenbefund hinaus methodisch in verschiedene Richtungen durchreflektiert wären. Diese weit über den engeren Bereich der Altertumswissenschaften hinausgehenden, die detaillierte Quellenuntersuchung hinsichtlich Fragestellung (im ersten Kapitel) sowie religionswissenschaftlichen und psychologischen Implikationen (im zweiten Kapitel) vorbereitenden methodischen Überlegungen und vor allem die die Ergebnisse des Quellenbefundes mit Hilfe dieses Potentials (hauptsächlich im siebten, auf vorbereitender Ebene mit der Behandlung speziellerer, aus dem dritten Kapitel sich ergebender Probleme auch schon im vierten bis sechsten Kapitel) auswertenden Abschnitte binden den zentralen Teil dieser Studie in weiterführende Überlegungen ein: Diese Erwägungen erschließen die Inhalte der Quellenanalyse in einer Weise, dass sie gegenüber manchen anders strukturierten Ansätzen, die sich mit dem griechischen Götterbild beschäftigen, polyvalent abgesichert erscheinen und die formulierten Ergebnisse daher überzeugend zu unterstützen vermögen. Dabei erscheint wichtig, dass die verschiedenen Kapitel durch Querverweise

in beide Richtungen aufeinander bezogen werden; denn auf diese Weise wird sichergestellt, dass die Untersuchungsaspekte nicht unverbunden nebeneinanderstehen, sondern ihr heuristisches Potential ganz der Quellenauswertung und einem einheitlichen Gesamtergebnis zugutekommt.

So behandelt Eich zu Beginn die zentralen Aspekte seiner Fragestellung (S. 15–55) und stellt das Problem religiöser Repräsentation in einen Zusammenhang mit dem der Wahrnehmung. Er geht die wichtigsten wahrnehmungsorientierten Positionen der bisherigen Forschung durch, in die er sich einerseits einfügt und von denen er sich andererseits hinsichtlich seiner weitergehenden theoretischen Ambitionen abgrenzt. Dabei verfolgt er das Ziel, anhand eines über die Altertumswissenschaften hinausgehenden Repertoires in der Untersuchung griechischer religiöser Repräsentationen weiterzukommen als die bisherige Forschung. Ferner macht Eich auf das Problem der Auffassung von einer Kontinuität griechischer Kultvorstellungen im geographischen Raum Griechenlands und darüber hinaus sowie in chronologischer Hinsicht aufmerksam und diskutiert eine Reihe terminologischer Fragen.

Als wichtiger noch erscheint das zwischen der Entwicklung der Fragestellung und der Quellenbehandlung plazierte Kapitel über „Religion und Wahrnehmung“ (S. 56–92), das Andeutungen der Einführung aufnimmt und Eichs Grundlagen für die phänomenologische Ausrichtung seiner Studie des Näheren ausführt. Dabei benennt Eich sowohl seine Anknüpfungspunkte wie auch Abgrenzungsräume von der Ausrichtung bisheriger Forschungen und bekennt sich zu der Vorstellung, „daß nur ein vermittelnder, interne und externe Faktoren sorgfältig austarierender Ansatz Wahrnehmung in religiösen Kontexten und speziell die Wirkungsweise religiöser Symbole erfassen und sie in ihrer Komplexität analysieren kann“ (S. 56). Näherkommen will er diesem Ziel „durch einen Ausbau des Arsenal an heuristischem Rüstzeug“ (S. 90), wobei er neben erprobten Ansätzen etwa der historischen Anthropologie und der Erinnerungsforschung auch auf bisher in den Altertumswissenschaften kaum etablierte Ansätze der Psychologie und Neurologie rekurriert, um mit ihrer Hilfe diverse „Hypothesen zu den Grundlagen ‚religiöser Wahrnehmungen‘ stärker in Beziehung zu setzen“ (S. 72), deren komplementäres Potential also multiperspektivisch auszuschöpfen und es nach Möglichkeiten zur Synthese zu befragen. Dabei greift er unter anderem auf Émile Durkheim, Sigmund Freud, Pascal Boyer, Merlin Donald und Jacques Cauvin zurück.

Im siebten Kapitel über „Reale, imaginäre, artifizielle Präsenz: ein Resümee“ (S. 400–455) kann Eich die Ernte seiner Bemühungen einfahren, indem er gedanklich die Kompatibilität der Quellenbefunde mit seinen theoretischen Ansätzen erprobt. Betrachtet man allein die Ergebnisse der Quellenauswertung etwa im dritten Kapitel, trifft man auf viele vorsichtig abwägende Urteile von nicht zweifelsfreier Beweiskraft, wie der Autor in jedem Einzelfall durchaus zugibt. Allerdings rückt er hier bereits nicht selten von etablierten altertumswissenschaftlichen Positionen ab, die seinen Untersuchungsgegenstand betreffen, indem er seine eigene Einschätzung nur andeutet, knapp seine Urteilsgrundlage unter Rückgriff etwa auf das erste oder zweite Kapitel skizziert und zusammenhängende Klärung unter Verweis auf

eines der Folgekapitel in Aussicht stellt. Dabei spielt das letzte Kapitel weniger die Rolle einer Zusammenfassung als die einer Anwendung der Ergebnisse seiner Quellenuntersuchungen auf die einleitend entwickelten theoretisch-methodischen Implikationen des Themas und zugleich einer Bündelung der zum Teil möglicherweise disparat erscheinenden Resultate unter einheitlichen Gesichtspunkten. Zugleich tritt der im Untertitel der Studie zum Ausdruck gebrachte Gedanke der – in verschiedene Richtungen weisenden – Ambivalenz der Götterdarstellungen vollends in den Vordergrund, beispielsweise was die Wirkung des Bildlichen auf den Betrachter betrifft, die Götterbilder als Erinnerungsspeicher und deren – unterschiedliche – Funktionalität und Intensität für den Rezipienten und die Gemeinschaft, der er angehört, ohne dass sie ihnen bewusst waren, ferner die Bilder als Stellvertreter der Götter und ihre im Zeitverlauf durch Aufladung mit Erwartungen wachsende Bedeutung. Dabei formuliert Eich Ergebnisse, die in wesentlichen Teilen von der *communis opinio* abweichen. Ungeachtet dessen kann er glaubhaft machen, dass sein Ergebnis, die Feststellung des Bedeutungszuwachses der Götterbilder im griechischen Bereich, „nicht auf den Zufällen der Überlieferung beruhen und daher einen verzerrten Einblick in die Wirklichkeit geben muß, sondern daß es eine sehr wohl reale prozessuale Ausgestaltung von generellen Orientierungshorizonten und spezifisch religiösen Vorstellungen widerspiegeln kann“ (S. 445). Das Resultat überzeugt nach vielen Richtungen, gerade weil Eich einen hohen theoretischen Aufwand betreibt, auch wenn die Studie gewiss auch etwas kürzer hätte ausfallen können, ohne inhaltlich Schaden zu nehmen.

ULRICH LAMBRECHT
 Universität Koblenz-Landau
 Campus Koblenz

Bernard Andreae: Römische Kunst. Von Augustus bis Constantin; Darmstadt, Mainz: Verlag Philipp von Zabern 2012; 315 S., 220 Abb.; ISBN 978-3-8053-4191-2; 79,00 €

Bernard Andreae steuert zu einer neuen fünfbandigen Kunstgeschichte¹ den zweiten bislang erschienenen Band bei, in dem er die Kunst von Augustus bis Constantin behandelt. Durch die Fülle der archäologischen Hinterlassenschaft für die römische Kaiserzeit sieht sich Andreae zu Selektionen gezwungen. Gleichzeitig möchte er seiner Leserschaft die Kunst der römischen Kaiserzeit in einem zeitgemäßen Ansatz nahebringen. Andreae wählt das Modell der Begriffsbildung. Zu 48 Oberbegriffen verfasst er kurze Essays, mit denen er das Ziel verbindet, den Leser zur eigenständigen

¹ Vgl. die Rezension zum ersten Band: ISABELLE KÜNZER: Rez. zu FILIPPO COARELLI: Römische Kunst. Von den Anfängen bis zur mittleren Republik; Darmstadt, Mainz 2011. In: *Journal für Kunstgeschichte* 16 (2012), S. 119f.